

Zeit ist das Salz

Von Stefan Züst



Die „Ailean Mòr“ liegt am Steg im Hafen von Dungarvan an der Südküste Irlands.

Fotos: Züst

Über eine schier endlose Weite streicht der Blick, streift kurz vor dem Horizont auf elf Uhr die kaum sichtbaren Konturen eines Frachters, der sich den Weg durch den Dunst bahnt, das Meer leicht gekräuselt, graublau wie der Nachmittags-himmel, aus dem steter Nordwestwind weht. Ein beständiges Rauschen dringt vom Bug der „Ailean Mòr“ an das Ohr. Es gleitet leicht durchs Wasser, mein Schiff. Leicht durch den Tag, trägt mich die Freude über den Anfang dieser Reise.

Immer wieder sind es Sonne, Salz, Wind als einfachste Zutaten für große Glücksgefühle, Füllstoff ganzer Tage und Wochen, Repertoire für immer neue Lieder, die jeden Tag von neuem besingen.

Dungarvan liegt in einer seichten Bucht, die nur bei Hochwasser gut zu befahren ist. Dementsprechend wenig Yachten liegen am einzigen Steg vor dem Quai. Dafür jede Menge neugierige Iren, die mich, wo immer ich hinkomme, wie ich später oft erfahre, sofort in ein Gespräch verwickeln, mir Tipps, Essen und Bier anbieten, helfen wo sie können und mich lieber mit dem Auto zur Tankstelle fahren, um meine Kanister zu füllen, als mir den Weg dorthin zu erklären. In Irland ist man zu Hause sobald man da ist.

Der Westwind jagt Gischtwolken übers Boot, das in der kurzen steilen Welle hart arbeitet,

aufkreuzt Richtung Youghal. Gefühlt müsste das schon um die nächste Ecke sein, aber tatsächlich erst am frühen Abend vor dem Bug auftaucht. Hinter Ferry Point vor der alten Teppichfabrik gibt es eine Mooring für die Nacht. Frisch gewaschen steigen die Sterne aus der See in den rötlichen Abendhimmel, die Segel-Klamotten wehen im Wind.

Beim ältesten Yachtclub der Welt

Auf meiner Reise um Irland will ich den Royal Cork Yacht Club besuchen, der angeblich älteste Yachtclub der Welt. Schön versteckt gelegen in einem wunderbaren Fjord im riesigen Naturhafen von Cork. An diesem Abend laufen sicher 30 Segelyachten aus zu einer Abendregatta. Hier wird gesegelt und zwar leidenschaftlich. Erstaunlich wenig Etikette für so einen alten Yachtclub. Auch das Clubhaus kommt recht be-

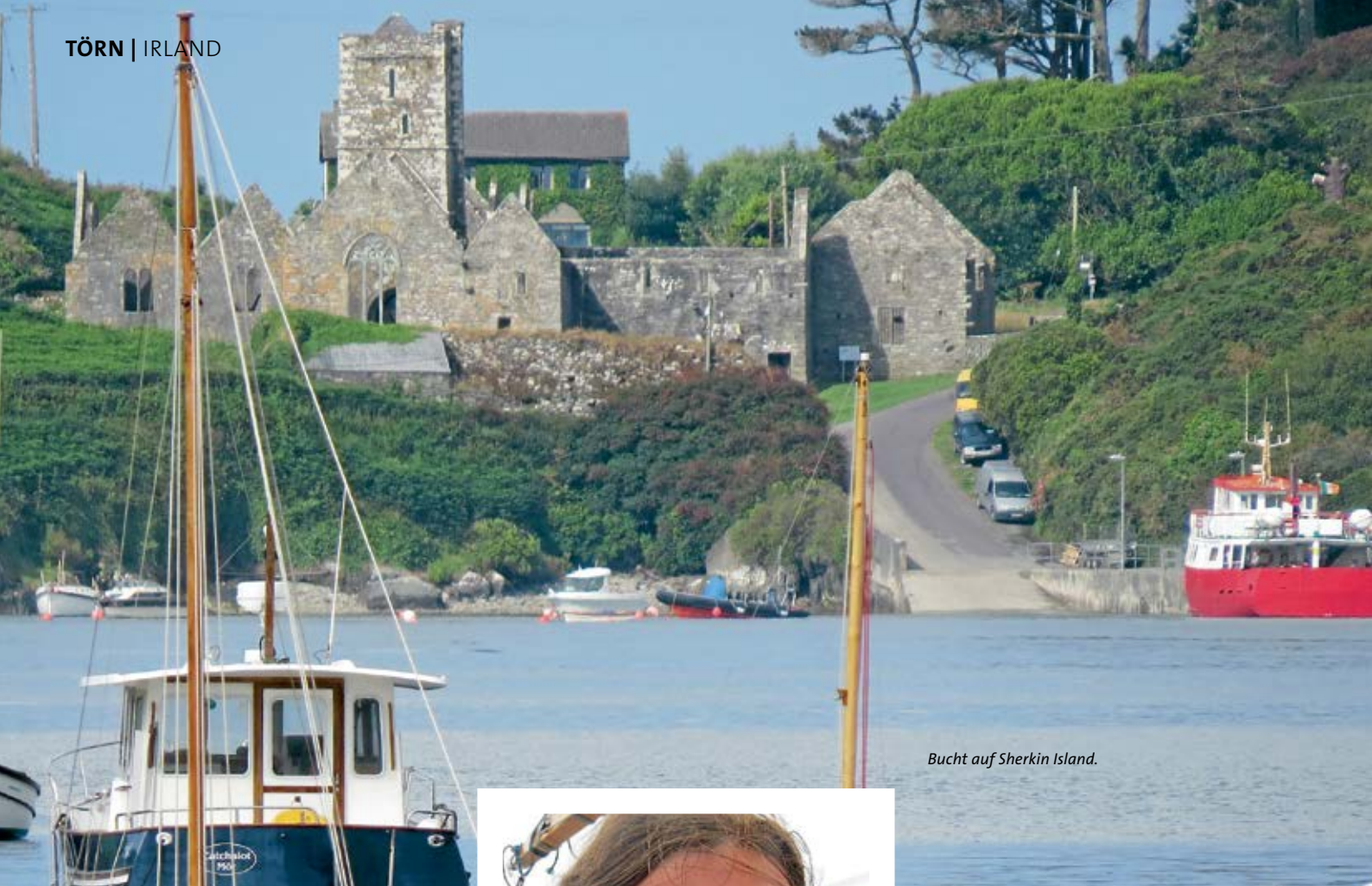
scheiden daher. Dafür ist es belebt, viele treffen sich nach der Wettfahrt zum Grillen und Beisammensein. Der Sieger der Regatta erhält einen Sechserpack Bier, Applaus gibt es für alle. Die wahrscheinlich berühmteste Regattamarke der Welt ist der Fastnet Rock, der am westlichen Ende vor Irland im Nordatlantik steht. Für mich ist dieser Fels eines meiner Sehnsuchtsziele. Aber die Diskrepanz zwischen dem Mythos des sturmumtosen Felsen mit seinem weißen Leuchtturm und meiner Realität könnte kaum größer sein. Kaum Wind auf dem Weg zum Fastnet, mühsam dümpelt der kleine Kutter um den Leuchtturm durch die Dünung und weiter Richtung Crookhaven zu Guinness und Livemusik im O'Sullivans.

Die „Ailean Mòr“ ankert in der Derrynane Bay House, still und ausnahmslos gut geschützt



Die Klippe von Loophead.

Berühmt, berüchtigt: Der Fastnet Rock.



Bucht auf Sherkin Island.

hinter Felsen mit einer vielleicht zehn Meter breiten Einfahrt. Weiter geht die Reise durch den Nebel. Sinnlos erscheint einem das Leben im Nebel, im Meer, im Nebelmeer ohne Ausweg ohne Ziel. Klamm und feucht, wie halb getrocknete Tränen einer verflissenen Liebe, bleibt die Ungewissheit an einem kleben auf dem Weg nach Dingle. Auf meinen Wangen der kalte Nieselregen dieses späten Julitages. Das GPS nimmt dem Wetter den Schrecken zumindest so lange noch etwas Strom im Akku ist. Breitschultrig fließt der Shannon Richtung Südwesten auf dem ich zurück zur See fahre. Am Loop Head lue ich an und halte Richtung Norden. Ein langer zäher Amwindschlag bringt mich nach Inishmore.

Sonne, Regen und Delfine begleiten mich durch den Tag, vorbei an den Kliffs of Mohair. Am Abend treiben Quallen bunt leuchtend wie mit Drogen vollgepumpte Lavalampen im Lichtstrahl meiner Taschenlampe ums Boot. Der Himmel hängt in Fetzen, ausgezehrt vom Nordwind. Bei Ebbe setzt sich die Freude und die Zuversicht im Schlick zur Ruhe, um mit der nächsten Flut in dem ganzen Gestank zu ersaufen, aus lauter Lust den Unmut direkt auf den Grund des Meeres zu kotzen.

Der Tag erwacht, über der See steht Nebel, kein Windhauch regt sich, von oben ist bereits die



**Gerne würde auch
ich hier abends
meine Milchflasche
vor die Tür stellen,
doch in meiner
Backskiste hab ich
noch zu wenig Zeit.
Der Wind dreht
auf West, ich muss
weiter.**

Wärme der Sonne zu spüren. Wie man eine kräftige warme Hand, die sich von hinten auf die Schultern legt, durch das T-Shirt spürt. Angenehm und doch fast etwas drückend. Genervt von der Motorfahrt durch den Nebel komme ich in Galway an.

Galway wird so etwas wie der Furunkel am Arsch meines Reisetagebuches. Die Stadt erwischt mich auf dem falschen Fuß. Ich liege im Außenhafen bei der Lifeboatstation und führe mir den Geschmack des Abflussrohres zu Gemüte. Es stinkt wie die ganze Stadt.

Ein Harfenspieler in der überlaufenen Einkaufspassage macht noch lange keine Irische Metropole. Im Innenhafen protzt ein Schlachtschiff mit Lederüberzügen auf den blank polierten Kanonenrohren. Vor mir am Steg, ein oranges Schlauchboot, es heißt Fury 115 PS. Nur welcher von den verdammten 115 Pferden ist Fury selbst, welchen Kolben tritt Fury hinunter? Ruhig Brauner, die Leinen liegen noch fest am Steg.

Ein Piratennest

Inishbofin, das alte Piratennest von Grace O'Malley ist eine der schönsten Inseln an der Westküste. Überhaupt beeindruckt mich Connemara mit seinen hohen Hügeln landschaftlich am meisten. Bofin Harbour, der Hafen der



Bofin Harbour auf der alten Pirateninsel Inishbofin.

Lieber Heinrich Böll

ich liege mit meinem Schiff hier in Purteen Harbour und betrachte voller Entzücken dieses Eiland. Ich kann nun verstehen warum du dir Achill Island als Alterssitz gewählt hast. Achill ist unglaublich schön, karg und doch sanft und weit. Die Gräser goldgelb wie reifer Weizen, wogen im Wind. Das rotbraun-grüne Moos wärmt einem die Seele wenn man den Blick über die schroffen bewachsenen Felsen schweifen lässt, die die untergehende Abendsonne vergoldet. Der Moosteppich fühlt sich warm und weich an unter den nackten Füßen, auch wenn es vom letzten Nieselregen noch etwas feucht ist. Warm vor allem dann, wenn man dazu noch in frische Schafscheiße tritt. Die Strommasten stehen schief, alle in die gleiche Richtung, ich glaub ich verstehe, woher hier meist der Wind weht. Heute hängt der Himmel tief in den Hügeln und doch habe ich hier das Gefühl, allem schon so lange nicht mehr so fern gewesen zu sein.

Gerne würde auch ich hier abends meine Milchflasche vor die Tür stellen, doch in meiner Backskiste hab ich noch zu wenig Zeit. Der Wind dreht auf West, ich muss weiter. Der Sommer tanzt schon mit den ersten bunten Bändern durch den Tag, ich grüße dich. Achill ist keine Destination, sondern eine Endstation, deren größter Reichtum darin liegt, alles zu haben, was wirklich wichtig ist. Diese eindrückliche Natur und ein gutes Pub.

Insel, ist eine rundum gut geschützte, kaum einsehbare Bucht, in der man sicher liegt, mit feinen Pubs und Restaurants. Oben von der Hügelkuppe hat man eine grandiose Aussicht auf die Inselwelt und das Festland in Richtung Westport.

Diese piratenhafte Wildheit spürt man heute immer noch auf der Insel. Verrückt sind all die anderen, die nicht begreifen wie schön es hier ist, auf der Insel der weißen Kuh – Inishbofin.

Müde vom Ausruhen, geschafft vom Ertragen all dieser Stille, der Tag diffus im Licht, unklar ob es Morgen oder Abend werden will. Am Nachmittag erreiche ich Achill Island.

Ebenso unentschlossen ist der Wind, der verstecken mit der Sonne hinter den Wolken spielt. Die Passage um Achill Head, so schreibt der Guide vom Irish Cruising Club, ist bei jedem Wetter eine unruhige, unangenehme Angelegenheit. Heute kommen dazu Wind aus Westnordwest mit vier bis sechs Beaufort und vier Meter Welle und recht schlechte Sicht. Ich komme kaum aus dem Staunen heraus, was da an Wellen auf mich zurollt, die um den Head noch deutlich zulegen und ich habe seit lan-

gem wieder einmal Angst zu kentern, soweit holt das Boot über, steckt den Bug in die Welle und bekommt den einen oder anderen Wellenkamm direkt ins Cockpit gespült.

Ich habe Mühe mich am Boot festzuhalten und steuern sollte ich noch dazu. Plötzlich mache ich zwischen den Wellen ein großes graues Schiff aus, das mit hoher Geschwindigkeit auf mich zuhält und das ich bald als Zollkreuzer identifizieren kann. Die Besatzung schaut eine Weile meinem Treiben zu. Dabei holt ihr Schiff soweit über, dass ich mich schon bald auch um dessen Mannschaft Sorge.

Als ich wieder in etwas freierem Wasser segele und die Wellen nicht mehr so konfus sind, fängt meine „Ailean Mòr“ richtig an zu laufen. Bis zu 10,2 Knoten surft sie die Welle hinunter, mit einem breiten Schaumschnauz am Bug wieder hoch und wieder runter, hoch und runter, hoch und runter und an der Brodhaven Bay vorbei, die ich heute anlaufen wollte zum Übernachten.

Ich habe schon 45 Seemeilen auf der Logge. So beiße ich mich eine gefühlte Ewigkeit dagegen an in die Broadhaven Bay, in deren Grund mein hastig ausgeworfener Anker aufs erste Mal hält. Ich dusche mit einem Kanister Frischwasser in der Abenddämmerung im Cockpit und schaue zu, wie die Nacht mit sanfter Hand über die Hügel streicht und mit Fleiß die Wogen des Tages glättet, die Sonne zergeht im Nordwestwind.

Im Nebel nach Slygo

Im Nebel mache ich mich auf nach Slygo, Raumschots schmelzen die Meilen dahin, die Kompassnadel ist mein einziger Richtungsweiser. Komme immer wieder vom Kurs ab. Es braucht ziemlich viel Konzentration, die ganze



Bangor in Nordirland unweit von Belfast.





Peel auf der Ilse of Man.

Zeit auf die Glaskugel zu starren, wenn alles in der Milchsuppe ersäuft.

Endlich im Hafen, mache ich längsseits einer französischen Yacht fest, deren Eigner mir, sobald mein Boot verankert ist, ein frisch eingekauftes Guinness über die Reling reicht mit den Worten: „Du bist sicher durstig, oh ja und hungrig eigentlich auch.“ Das trifft sich gut, meint Oliver dann, meine Frau kocht gerade und schon wird ein weiterer Teller gereicht. Ich hätte nicht erwartet, in Irland so vorzüglich französisch zu dinieren.

Später kommt der Hafenmeister, winkt mir mit seinem Handy zu und ruft „Hey Schweizer da ist ein Anruf für dich!“ Ich antworte: „Das kann nicht sein“, doch er drückt mir das Telefon in die Hand mit den Worten „just say hello“. Am anderen Ende der Leitung ist eine Schweizerin, eine bekannte des Hafenmeisters. Ebenso überrascht ob der Idee des Hafenmeisters, sie müsse, wenn sie schon die Chance habe, doch einfach wieder einmal etwas schweizerdeutsch sprechen. Nach 13 Jahren in Irland.

Der Himmel hängt immer noch tief über den Dächern Slygos. Es ist, als ginge der Frühling direkt in den Herbst über, keine Zeit den Sommer zu genießen. Es regnet, ich bin nass. Mir scheint, als ob ich alles mit leicht trüben Augen

betrachte, einem grauen Schleier im Blick. Diese Städte fühlen sich fremd an. Bin ich vielleicht ein Steppenwolf, eher ein Wasserwolf. Ein Wolfsbarsch? Ein einsamer Arsch in einer Nusschale und immer wenn ich aus meiner Einsamkeit auf See ausbreche, fühle ich mich um so verlorener in dieser Masse gesichtsloser Menschen, die ohne ein Lächeln zu erwidern mit der Einkaufstasche in der Hand, streng den Blick geradeaus gerichtet, wie Maschinen durch die Straßen schreiten.

Als ein großes schweres Pendel schwingt die Ebbe und die Flut durch den Tag. Außen an den Hauswänden gurgeln die Abwasserrohre, die Mosaiksteine platzen aus den billigen Bistrotischen, die für die Raucher vor den Pubs stehen. Die Zeit scheint hier eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben entwickelt zu haben. Der Moment scheint länger zu überdauern als andernorts, aber ist er vorüber, ist die Zeit erloschen, was bleibt, nicht einmal eine dumpfe Erinnerung.

Der Sommer ist vergessen, es lebe der Herbst oder das was viele dafür halten. Eine blasse Erinnerung an den Frühling. Der Herbst-Frühling des Niedergangs. Es regnet und das Straßenbankett ist nass, glänzt, schmatzt unter meinen Schritten.

Ich bin verloren zwischen den Pendelausschlägen, verloren in der Zeit, die Ebbe zieht mich hinaus, zurück in die Welt. Im Schaum der Bugwelle, die Gischt brennt in den Augen, hinter meinem Rücken erlöschen die Lichter der Stadt, der Wind wäscht die Gedankenwelt, es riecht nach Fisch. Ich bin zu Hause.

Das Wetter und die Laune

Hinter dem Bloody Foreland Hill steigen die ersten Konturen von Tory Island aus den Fluten in den bedeckten Himmel. Wind und Wellen gegen an, es regnet. Das Wetter bestimmt hier die Laune, das Wetter ist unberechenbar. Im Hafen, der neben der Insel Fähre nur noch einigen kleinen Fischerbooten Schutz bietet, lege ich an, pumpe mein Beiboot auf, um an Land zu kommen, da es keine Leitern an der Mauer gibt. Tory ist ein „vergessener“ Ort. Hier wird gälisch gesprochen im einzigen Pub am Hafen. Gegen Abend fährt ein feuerroter kleiner Peugeot vor. Auf dessen Nummernschild „king of tory“ steht. Ihm entsteigt ein älterer Herr, hellbraune lederne Halbschuhe, Bügelfalten in der Hose, blaue Wachsjacke, Hemd, glatt rasiert, Glas klare blaue Augen, Elbsegler auf dem Kopf und an jedem Finger einen goldenen Siegelring. Er kommt in den Pub und begrüßt jeden mit Handschlag, fragt nach dem Befinden. Dann klärt er die Hand voll Touristen, die übers Wetter jammern auf, dass dieses Wetter mit Regen und viel Wind das original Tory Wetter sei. „Das muss so sein.“

Er kommt zu meinem Tisch schüttelt mir die Hand und sagt: „Ich habe schon gehört, dass du der Mann mit der Nusschale bist. Ich muss dir was sagen, hör zu. Wenn du nach Hause gehst, erzähl deinen Leuten von Tory Island und schicke uns nächsten Sommer noch mehr Typen, so wie du einer bist, die können wir hier gebrauchen.“ Später am Abend taucht er nochmals auf mit dem Akkordeon unterm Arm, mit Liedern in die



Kilkee, der größte Fischerhafen Nordirlands.

alle in der Bar Verbliebenen einstimmen, mit schwerer Zunge und aus voller Brust singen sie, wahrhaftig wie das richtige Leben. Wahrscheinlich hat man erst richtig gelebt, wenn man in die Erinnerung fremder Leute einzieht. Wie als tiefe warme Furche, dampfend, wie auf einem frisch gepflügten Acker. Oder als König einer kleinen Insel. In diesen Zeilen, durchweht der Wind das leuchtend grüne Gras, das frisch gescheitelt über Klippen fällt, verblichen ist der Himmel, der Regen inne hält. Wie an einer gütigen Brust sauge ich mich am Leben fest. Auf jeder Welle in jeder schönen Bucht streifen die Winde der Vergänglichkeit mein Boot. Ich brauche nicht zu leugnen, bevor das große Ende ist. Endlich lässt der Wind nach, der die vergangenen zwei Tage so unerbittlich geweht

hat. Ich mache mich auf Richtung Osten nach Rathmullan. Tory liegt noch nicht einmal hinter mir, schon bleibe ich an einer Leine eines Hummerkorbes hängen, die sich in den Ruderbeschlägen verhakt. Seit letztem Sommer bin ich Profi für solche Fälle. Segel bergen, Ruder aushängen, ich komme frei und schon treibe ich steuerlos weiter, bis es mir endlich gelingt das Ruderblatt einzuhängen. Den restlichen Tag werde ich mit Sonne und gleichmäßigem Wind verwöhnt, so erreiche ich Rathmullan gut gelaunt.

Hier steigt ein riesen Fest mit Jahrmarktbahnen und Musik. Auf der Bühne stehen strohblonde Iren, die so einen Country-Fol-Verschnitt spielen, eine Musik um sich richtig einen hinter die Binde zu kippen. Das Publikum scheint die

Botschaft zu verstehen, langt richtig zu, das Guinness fließt in Strömen durch die Kehlen. Der Mond halb, halb voll oder halb leer. Hängt als Mahnmal der Mäßigung zwischen den Wolken am Abendhimmel. Zu spät, an den Gläsern klebt nur noch ein feiner Film von Bierschaum. Über den grünen Hügeln schwebt der Mond im Wolkenbeet, an Sternen arm, verlassen, der Himmel der Nacht entgegenstrebt. Der Wind als stetiger Gast spielt mit den Laternen der Stadt, die in den Straßenfluchten tanzen, bis dass der Morgen sie erfasst.

Rathlin Island wirkt sehr ausgestorben, ich bin allein im Hafen am Steg, später gegen Abend kommen nochmals drei Boote. Es beginnt zu regnen, kalter Herbstwind streift kühl und nass



Oben: Der Sir Thomas Lipton Room im Clubhaus.

Mitte: Fischerboote in Ardglass, Nordirland.

Rechts: Rosses Point in Slygo.



In Portrush.

Foto: Hans Jutzi

über das Meer, dringt in meine Kajüte. Das Boot schwankt leicht am Steg. Das Gras voll und lang, das sich wie ein dichtes grünes Fell über die Insel zieht und das die geschundene irische Seele wärmt, wenn das Wetter einmal wieder etwas rauer ist.

Hinter den schroffen grünen Felsen versinkt die Sonne, und ich liege warm und weich in der Koje. Wie Mann sich begießt, so schläft man, ruhig und tief oder mit tanzenden Alkohol-Dämonen auf dem Kopfkissen, der irische Schlaf, ist leicht und traumbefrachtet. So als fürchte man, dass einem im tiefen Schlummer noch das letzte Hemd abhanden komme, oder die letzten Worte und Gedanken.

Mitten in der Nacht wache ich auf, rieche frischen Öllack, frisch geschnittenes Holz, säuerliche Eiche, das letzte Staubflimmern klärt meinen Blick. An der weiß gestrichenen Kajütendecke zucken die Lichtreflexe, die auf dem Wasser sich spiegelnden Lichter durch die Bullaugen schicken. In diesem Moment verflüchtigt sich das geträumte Heimweh, es bleibt nur noch etwas Wehmut und Vorfremde, auf die schönen Boote in der Werkstatt, die auf einen neuen Kiel oder Steven warten.

Ich bin schon auf dem „Nachhauseweg“, die irische See hinunter. Heute ist der erste Tag, den ich nicht barfuss segle, sondern in Stiefeln, heute ist es merklich frischer, wahrscheinlich auch weil es regnet.

Bangor gefällt mir auf Anhieb, ich laufe entlang

der Uferpromenade zum Royal Ulster Yacht Club, in der Hoffnung, da eine gemütliche Lounge oder Bar zu finden. Ich betätige die Klingel, ein Angestellter des Hauses öffnet mir und fragt mich nach meinem Wunsch. Ich erkläre mein Anliegen, werde eingelassen und direkt in die gut besetzte Clubbar geführt.

Da kommt mir ein älterer, gut angezogener Herr entgegen, ich falle etwas aus dem Rahmen in Ölzeug, Shorts und Flipflops. Er begrüßt mich, heißt mich herzlich willkommen und bestellt mir ein Guinness. Er will wissen, woher ich komme und mit was für einem Boot ich unterwegs sei? Mit einem 17-Fuß-Boot rund um Irland, das ist ja verrückt. Da drauf muss angestoßen werden, auf das Glück und die Gesundheit,

das ganze wiederholt sich viele Male mit fast sämtlichen Anwesenden. Mit dem Royal Ulster Yacht Club hatte Sir Thomas Lipton mit seinen J Class-Yachten fünfmal um den Americas Cup gesegelt. Darum gibt es im Obergeschoss den Sir Thomas Lipton Room, wo Portraits des großen Sportsmanns, Rennflaggen seiner Schamrocks, Fotografien, Halbmodelle und historisches Regattasilber ausgestellt sind. Nicht ohne Stolz erläutert mir der Kommodore als er mir das Clubhaus zeigt, dass der Royal Ulster Yacht Club seit Lipton das Recht besitzt, die Herausfordererserie des Americas Cup zu veranstalten, den Louis Vuitton Cup.

Später gegen Abend fragt mich Greg Taylor, der rear Kommodore, ob ich schon hungrig sei, er würde etwas zu essen organisieren und ich sei eingeladen. Kurze Zeit später fährt seine Tochter mit dem Auto vor und bringt uns zu Greg nach Hause.

Zunächst muss ich durch den Pferde- und Ponystall und die „Spielsachen“ seiner Tochter und seiner Enkel streicheln. Dann geht es ab ins Haus, wo seine Frau schon das Abendessen zubereitet hat. Zum Dessert gibt es den besten Schokoladenkuchen aller Zeiten, dazu eine kleine Whisky-Verkostung. Da ich gerade in Nordirland bin, ist es auch ganz klar, dass der Black Bush viel besser schmeckt als die Whiskeys aus dem Süden.

Fragt man jemanden in der Republik Irland, ob Black Bush ein guter Whiskey sei, kommt die

Antwort, „Bushmills kann man nicht saufen, das kommt aus Nordirland“. Später fährt mich seine Tochter wieder zum Hafen zurück. So viel Gastfreundschaft macht mich schon fast verlegen.

Die Gaffel bricht im Sturm

Der Ausläufer des Hurrikans Berta, der über Irland hinweg zieht und das Wetter durcheinander bringt, bekomme ich ebenfalls etwas zu spüren. Eigentlich bin ich bei Sonne und schöner Brise unterwegs Richtung Süden mit drittem Reff im Groß und gereffter Fock schon auf Starkwind eingestellt. Ich gleite locker unter Land dahin, über die kleinen Wellen der irischen See, als kurz vor Ardglass eine weiße Wand auf mich zuschießt.

Die Windstärke verdoppelt sich innerhalb von Sekunden, die Fock kann ich gerade noch bergen, das Groß zerrt wild am Mast, schlägt, bis die Gaffel bricht. Unter Motor komme ich schließlich nach Ardglass. Das Boot holt immer wieder weit über, in der kabbeligen See und den Böen, ich motore durch die Hafeneinfahrt bei Niedrigwasser vorbei an einer Sandbank voll belegt mit dösenden Robben.

Fred, der Hafenmeister, ruft einen an, der einen kennt, der der Bruder von eben dem ist, der mir schlussendlich einen neuen Endbeschlag für meine Gaffel schweißt. Der Daily Mirror bringt den Sturm am nächsten Tag auf der Titelseite, ich bin tags darauf bereits wieder auf See, den Wind im Rücken, die Sonne im Gesicht und eine Schraubzwinge an der Gaffel, um die frische Leimstelle noch zu entlasten. Die Isle of Man steigt aus dem Dunst, grün und groß vom Meer umtost.

Dublin, habe ich mir irgendwie schöner vorgestellt, nach dem Pflichttermin beim Brauer Guinness, laufe ich etwas verloren durch die Stadt, dorthin, wo es angeblich gut sein soll, um Essen zugehen, treffe in Dublin Segler wieder, die ich schon von anderen Häfen her kenne und stoße auf andere, die schon seit Wochen im Hafen liegen und jeden Morgen mit dem Laptop auf dem Schoß unter der Sprayhood den Wetterbericht checken.

Mal kommt der Wind aus der falschen Richtung, dann ist er zu stark, zu schwach, mit Regen und beim Warten auf das ideale Wetter vergessen sie, dass sie eigentlich Segler sind. Keine Chance abzulegen, nicht bei dem Wetter. Sie kommen im nächsten Jahr wieder, um den ganzen Sommer im Hafen auf besseres Wetter zu warten, auf ein besseres Leben, mehr Geld,



Total 1140 Seemeilen
vom 15. Juli – 21. August 2014
rund um Irland.

größere Brüste, ein neues Boot oder einen Kühl- schrank mit Crashice-Spender für die Kombüse Die Fahrt in der irischen See nach Süden kommt mir vor wie ein Dessert, Sonne, halber Wind, warm und der Strom setzt zur richtigen Tageszeit nach Süden. So schmelzen die Meilen mit sieben bis acht Knoten Fahrt über Grund dahin. Hinein nach Wexford durch das Sand- banklabyrinth längsseits beim Muschelfischen, hinein in die Stadt, rein ins Pub, raus aufs Meer und immer wieder entdecke ich Neues, ob- wohl ich jeden Tag das gleiche salzige Nass unter dem Kiel und das gleiche schwarze Bier im Glas habe.
Zeit ist das Salz in meiner Lebenssuppe, Zeit für Wellen, für Winddreher, Wasserspritzer, Nach-

mittagskaffees, Strandspaziergänge, Zeit um das Haar im Wind wehen zu lassen, die Augen zusammenzukneifen, den Bierschaum von den Lippen zu lecken, dem Nudelwasser beim Kochen zuzuschauen, mit dem Finger in der Nase zu bohren, die Möwen beim Fischen zu beobachten, einfach zu leben.
Carnsore Point das letzte Kap und dann steigen die Saltee Islands vor Kilmore Quay aus den Flu- ten empor, St. Patricks Bridge, voraus Irland ist umrundet. Ich überlege mir, warum ich immer das Ganze will, es könnte doch auch ein kleiner Teil reichen, der für mich die Illusion erzeugt, alles gehabt zu haben. Aber das Leben besteht ja nicht nur aus Sturm umtosten Kaps, zum Glück auch aus dem Weg dort hin. ■



J
70 die Bodensee-
einheitsklasse



J
88 die größere Schwester
der J70, vereinigt die
Eigenschaften der J70
mit Einbaudiesel und
Komfort



J
122 Der erfolgreiche
Performancecruiser
in neuem Look und
mit neuem Interieur.

**J Boats: better boats
for people who love to sail**
**Infos und Angebote beim
Ansprechpartner
für den ganzen Bodensee**
www.jboats.ch
info@jboats.ch
+41 (0) 41 / 91751 42
Dyna Services GmbH